

## Buchbesprechungen

### 1. Philosophie/Philosophiegeschichte

OXFORD STUDIES IN PHILOSOPHY OF RELIGION; VOLUME 4. Edited by *Jonathan L. Kvanvig*. Oxford: Oxford University Press 2012. X/204 S., ISBN 978-0-19-965641-7.

Wie die vorhergehenden Bde. der Reihe, so ist auch dieser „a snapshot of the subdiscipline of philosophy of religion“, die im vergangenen halben Jhd. an Bedeutung und Profil gewonnen hat. Die Reihe erhebt keinen geringen Anspruch; sie will die besten Arbeiten von erstklassigen Religionsphilosophen und Arbeiten von erstrangigen Philosophen anderer Disziplinen, die sich thematisch mit der Religionsphilosophie überschneiden, veröffentlichen. Eine kurze Rezension muss sich damit begnügen, Fragestellung und Thesen der einzelnen Essays und damit die Breite der Disziplin vorzustellen.

Ein Einwand gegen die Religion ist, dass es für einen religiösen Glauben keine Gründe (*evidence*) gibt. Aber die Kritiker, die diesen Einwand erheben, vertreten selbst viele Überzeugungen (*beliefs*), für die sie keine Gründe haben, z.B. die Überzeugung von der Existenz der Außenwelt. *Yuval Avnir* verteidigt mit Rückgriff auf David Hume diesen Einwand gegen den Vorwurf der Inkonsistenz. So wie ich bin, „klebe“ ich an der Überzeugung von der Existenz der Außenwelt; ich kann sie nicht ändern, denn ich bin auf sie angewiesen. Wenn diese Überzeugung epistemisch fehlerhaft ist, so ist das nicht meine Schuld, sondern die meiner Natur. Dagegen „klebe“ ich nicht an einer religiösen Überzeugung; ich kann sie reflektieren, die Gründe für sie bewerten und sie auf diese Weise ändern; dass ich einer epistemisch fehlerhaften Überzeugung anhängen, ist in diesem Fall meine persönliche Schuld. – *Daniel Bonevac* verteidigt die Lehre des Thomas von Aquin, wir könnten über Gott analoge Aussagen machen, gegen den Einwand, sie sei zirkulär. Der Autor entwickelt zwei Formen der analogen Prädikation. (a) Zwei Dinge können ähnliche Strukturen aufweisen oder Elemente in ähnlichen Strukturen sein, sodass analoge Aussagen über sie möglich sind. (b) Wir können Modelle konstruieren, die einen komplexen Bereich idealisieren, und Eigenschaften des Modells benutzen, um auf entsprechende Eigenschaften in diesem Bereich zu schließen. – Der orthodoxe Christ, so *William Lane Craig*, hat gute Gründe, die Existenz ungeschaffener abstrakter Entitäten, wie der Platonismus sie vertritt, abzulehnen und Nominalist zu sein. Er beruft sich dafür auf die Lehre der Alten Kirche, dass es nur einen *agenetos* gebe, Gott selbst. Alle Kirchenväter hätten folgende drei Prinzipien vertreten: „1. God alone is uncreated. 2. Nothing is co-eternal with God. 3. Eternality implies deity“ (45).

Einer der schwerwiegendsten Einwände gegen die Existenz eines allmächtigen, allwissenden und vollkommen guten Gottes ist das „argument from gratuitous evil“, d. h. des Übels, das keinem größeren Gut dient. Das Gewicht des Einwands hängt ab von dem Begriff der göttlichen Vorsehung, der ihm zugrunde liegt; je größer die Kontrolle ist, die Gottes Vorsehung über die Schöpfung ausübt, umso größer ist die Erwartung, dass die Welt Gottes Vollkommenheit widerspiegelt; je geringer sie ist, umso weniger schwer wiegt der Einwand. *Neal Judish* setzt sich mit folgender in der neueren Literatur vertretenen These auseinander: „Theories of General Providence make it easier for the theist to rebut the argument from gratuitous evil than do theories of Meticulous Providence; other things equal therefore, theories of General Providence are preferable to theories of Meticulous Providence“ (65). Er diskutiert eine spezifische Form dieser allgemeinen These; für die Theorie der *General Providence* steht der *Open Theism*, und für die Theorie der *Meticulous Providence* der Molinismus. Das Ergebnis: Die Argumente für die spezifische These überzeugen nicht; keine der beiden Positionen löst das Problem. – Die Lehre von der Trinität behauptet: (i) Es gibt drei unterschiedene göttliche Personen; (ii) jede göttliche Person ist Gott; (iii) es gibt genau einen Gott. „It seems“, so folgert *Shieva Kleinschmidt*, „Trinitarian Christians are having trouble with

counting: they need 3 to equal 1.“ In der neueren Mereologie gibt es eine Diskussion über die These „composition is identity“, i. e., that pluralities are identical to the things that they compose (if there is something they compose). *Many* can literally be *one*“ (84). Kleinschmidt argumentiert, dass diese These den Trinitariern nicht hilft.

Wie soll ein Atheist sich gegenüber einem Theisten verhalten (*Christian Miller*)? Die meisten Atheisten sind, was die Theisten angeht, „Irrtums-Theoretiker“, d. h., sie behaupten, dass die Theisten von der Existenz eines göttlichen Wesens überzeugt sind, dass aber tatsächlich ein solches göttliches Wesen nicht existiert. Die Antwort auf die praktische Frage, wie sie sich verhalten sollen, die sich daraus ergibt, ist der „theistische Eliminitivismus“: Sie sollen versuchen, mit den besten Argumenten, die sie kennen, die Theisten zu der Einsicht zu bringen, dass ihre religiösen Überzeugungen falsch sind. Anhand der Diskussion der Irrtumstheorie in der Metaethik zeigt Miller, dass der Eliminitivismus nicht die einzige mögliche Antwort ist; andere mögliche Antworten sind der moralische Präservatismus (es soll vor dem Volk verborgen werden, dass es keine objektiven moralischen Normen gibt) und der moralische Fiktionalismus (das Volk soll nicht länger an der Überzeugung von der objektiven Geltung moralischer Normen festhalten; dennoch soll die Institution der Moral erhalten werden, denn ihre Wohltaten überwiegen ihre Kosten). Miller verweist auf die sozialen Güter, die mit dem theistischen Glauben gegeben sind, und er diskutiert die Frage: Sind diese Güter ein Grund, dass der Atheist sich vielleicht *nicht* für eine säkulare Gesellschaft einsetzen sollte?

Was ist die Bedeutung von „Fluss“ (*flux*) oder Unbeständigkeit, Veränderung, Vergänglichkeit für die Lehre vom jüdisch-christlichen Gott (*Paul K. Moser*)? Sie ist nicht negativ, sondern positiv, denn dieser geheimnisvolle Gott ist der Erlöser. Ein unverkennbarer „Kampf der Liebe“ (*agape struggle*), in den die Menschen und Gott verwickelt sind, ist ein schwer fassbares Zeichen für die Beständigkeit der Verbindung mit diesem Gott. „Philosophers of religion typically have neglected this important lesson, often as a result of looking for permanence in the wrong places“ (126). Die zentrale Frage des Essays lautet: Gibt es eine für uns Menschen zugängliche Kraft, die dem auflösenden und zerstörenden Fluss Widerstand leisten und unser personales Leben sichern kann? „This power would enable us to have a continuous life of flourishing as opposed to destruction in final death“ (130). Die Antwort gibt Paulus im Römerbrief (8,35): „Was kann uns scheiden von der Liebe Christi?“ „Such a «theodicy» of *nonseparation* from God's *agape* is ultimately the only theodicy on offer for us“ (142).

Der Glaube (*faith*) an Gott unterscheidet sich vom normalen Glauben (*belief*) durch zwei Merkmale: (a) durch seine psychologische Stabilität, auch angesichts von Tatsachen, die ihm widersprechen; (b) dadurch, dass er eine Überzeugung (*belief*) darstellt, die dazu dient, andere Überzeugung rational zu bewerten. Diese beiden Merkmale machen den Glauben an Gott epistemisch problematisch. Die erste Eigenschaft ist nur dann epistemisch legitim, wenn der Glaube den für diese Beständigkeit erforderlichen epistemischen Rang hat. Die zweite Eigenschaft zeigt, dass der Glauben an Gott im System der Überzeugungen des Glaubenden eine „grundlegende epistemische Rolle“ (*a foundational epistemic role*) spielt. Aber wodurch wird diese Rolle epistemisch legitimiert? *Duncan Pritchard* schlägt einen „Quasi-Fideismus“ als Lösung vor. Unsere Fragen und Zweifel „beruhen“ nach Wittgenstein darauf, „dass gewisse Sätze vom Zweifel ausgenommen sind, gleichsam die Angeln, in welchen sich jene bewegen. [...] Wenn ich will, dass die Tür sich drehe, müssen die Angeln feststehen“ (Über Gewissheit, §§ 341.343). Nach dem Quasi-Fideismus ist nur der Glaube an Gott von der rationalen Bewertung ausgeschlossen; dagegen kann der religiöse Glaube im Allgemeinen rational begründet werden. Aber wie ist das möglich, wenn doch der religiöse Glaube als solcher den Glauben an die Existenz Gottes impliziert? Kann der religiöse Glaube vernünftig sein, wenn diese seine Grundlage nicht epistemisch gerechtfertigt werden kann? Pritchard antwortet mit dem „Transmissions“-Prinzip: Wenn S eine rationale Rechtfertigung für ihren Glauben, dass p, hat, und wenn S weiß, dass p q impliziert, dann ist S auch im Besitz einer rationalen Rechtfertigung für ihren Glauben, dass q.

In den drei abrahamitischen Religionen ist der Missbrauch der Namen Gottes Sünde, eine Form der Blasphemie. *Meghan Sullivan* stellt Fragen an das traditionelle Verständ-

nis dieser Sünde. Sie geht aus von der Voraussetzung, dass die kausale Theorie der Referenz wie auf die anderen Eigennamen so auch auf die Namen Gottes zutrifft, und sie vertritt zwei Thesen. (a) Der Gebrauch der göttlichen Namen an sich wirft keine spezifischen moralischen Fragen auf. Blasphemie ist nur insofern Unrecht, als sie aus einer moralisch verwerflichen Haltung gegenüber Gott hervorgeht und eine solche Haltung verursacht. (b) Aus der kausalen Theorie ergibt sich, dass wir gegenüber den Namen Gottes eine besondere Verantwortung haben. Um die Referenz dieser Namen zu erhalten, muss das Wissen, das mit ihnen verbunden ist, durch die Generationen unserer Sprachgemeinschaft hindurch weitergegeben werden. Die Gläubigen sind verpflichtet, von Gott zu sprechen, weil nur so die kausale Kette, durch die der Name auf den, den er bezeichnet, bezogen wird, erhalten werden kann.

Allwissenheit ist unmöglich, so die These von *Dennis Whitcomb*, und deshalb gibt es keinen Gott. Nehmen wir einmal an, ein Wesen (S) sei allwissend. Dann beruht seine Allwissenheit zum Teil darauf, dass es weiß, dass es allwissend ist; denn dass es allwissend ist, ist einer der Sachverhalte, den es wissen muss, um alles zu wissen. S kann aber nur dann wissen, dass S allwissend ist, wenn S tatsächlich allwissend ist. Dann aber ergibt sich, dass einer der Gründe dafür, dass S allwissend ist, der ist, dass S allwissend ist. „But this result is absurd, for nothing can partly ground itself“ (177). Der Essay ist ein Anstoß zu einer *relecture* von S.th. I q.14. Was würde Thomas und die ihn kommentierende Tradition auf diesen Einwand antworten?

F. RICKEN S.J.

ENDRESS, MARTIN [U. A.] (HGG.), *Herausforderungen der Modernität* (Religion in der Moderne; 25). Würzburg: Echter 2012. 420 S., ISBN 978-3-429-03546-4.

Dieser Band wurde Hans-Ludwig Ollig SJ am 05.01.2013, seinem siebzigsten Geburtstag, in der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen überreicht. Dort war und ist Hans-Ludwig Ollig „eine Institution sui generis. Als Jesuitenpater, der auf dem Campus der Hochschule wohnhaft ist, verkörpert er seit Jahrzehnten auf originelle Weise die Synthese von Akademischem und Seelsorglichem. Von früh bis spät zwischen Bibliothek und Mensa pendelnd, war er wie kein zweiter aus dem Kreis der Professoren-schaft für jeden auf dem Campus permanent sichtbar und ansprechbar [...]. Über Generationen von Studierenden hinweg wob er so ein Netz von seelsorglichen, fachlichen und freundschaftlichen Kontakten, deren Fäden auch mit dem Studierenden nicht abrisen“ (10 f.). Die Einleitung bringt eine kurze Biographie, und sie nennt die beiden Schwerpunkte in Olligs wissenschaftlichem Œuvre: seine Arbeiten zum Neukantianismus und zur philosophischen Gegenwartsdiagnose. Moderne Leitbegriffe wie Autonomie, Rationalität und Fortschritt, so erläutert die Einleitung den Titel des Bandes, sind bis in die Gegenwart Standard des philosophischen Denkens. Zugleich zeigt jedoch die Rede von der Krise der Moderne, dass diese Einschätzung der Differenzierung bedarf. Diese zweifache Rolle der Moderne wirft ein neues Licht auf die Disziplin, die Aristoteles als Erste Philosophie bezeichnet hat: die Metaphysik mit der philosophischen Gotteslehre. Sie muss sich vor dem kritischen Denken der Moderne verantworten und sich zugleich als Korrektiv der Moderne bewähren. Die 15 Beiträge des Bandes, die hier leider nur äußerst summarisch vorgestellt werden können, sind in fünf Themenkreise geordnet.

I. Metaphysik. *Werner Löser SJ* dokumentiert die Verweise auf Heidegger im Werk von Hans Urs von Balthasar. Dessen Interesse galt zunehmend der ontologischen Differenz von Sein und Seiendem. Unter Przywaras Einfluss findet von Balthasar die entscheidenden Antworten auf Heideggers Fragen bei Thomas von Aquin. Für den Theologen von Balthasar ist der Christ „in unserer Zeit zum Hüter der Metaphysik bestimmt“ (33). – *Edmund Runggaldier SJ* zeigt am Beispiel der Diskussion in der analytischen Philosophie über Dispositionen, Kräfte, Vermögen, Fähigkeiten und über die Agentenkausalität, dass die scholastische Lehre von der Potenzialität und der scholastische Begriff der *causa efficiens* nicht obsolet sind. – Die Richtung, in welche die Metaphysik der Zukunft sich bewegen sollte, wird, so *Hans-Dieter Mutschler*, „durch das Spannungsfeld zwischen Logik und Metaphysik bestimmt“ (49). Wenn, wie etwa bei Quine, ausschließlich die formale Logik für die Philosophie konstitutiv ist, dann führt das zu einem univoken Seinsbegriff, und es gibt keine Möglichkeit mehr, die *analogia entis* zu denken.